

Der Piemonteser Alarm vom Jahre 1688 : eine bewegte Flüchtlingserinnerung

Autor(en): **Fischer, Rudolf von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **1 (1939)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-237652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER PIEMONTESE ALARM VOM JAHRE 1688

EINE BEWEGTE FLÜCHTLINGSERINNERUNG.

Von Staatsarchivar Dr. Rudolf von Fischer.

I.

Es sind etwas mehr als zweihundertfünfzig Jahre her, seit in Frankreich, damals an weiten Grenzen dem westlichen Nachbar Berns, Ludwig XIV. das Toleranzedikt von Nantes aufhob und dadurch der Verfolgung der Protestanten freien Lauf liess. Trotzdem die Absicht des Monarchen nicht auf Verstossung eines unerwünschten Volksteils ausging, sondern Bekehrung dieser Untertanen erstrebte, ergoss sich alsbald in die benachbarten Länder reformierten Glaubens ein Strom Flüchtiger. Die evangelische Schweiz wurde vielen zur neuen Heimat, mehr Ausgewanderte durchreisten sie, um anderwärts Schutz und ihr Brot zu suchen. Kurz nach diesen Vorgängen griff die Unduldsamkeit des Grossen auch in den Bereich des Kleinen über, der Herzog von Savoyen ahmte in seinem Staate das Beispiel des königlichen Oheims nach und forderte durch einen Erlass die reformierten Bewohner einzelner Talschaften in Piemont auf, ihrem Glauben zu entsagen und in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zurückzukehren.

Für die Talleute von Luzerne, Perouse, Saint Martin und Pragelas bedeutete diese Verfügung einen umso schwerern Schlag, als die Duldung ihres Glaubens erst 1664, also wenig mehr als 20 Jahre vorher, dank der Vermittlung evangelischer Schweizer vom Vater des nun regierenden Herzogs verbrieft worden war. Eilends wandten sie sich in ihrer Bestürzung wieder an ihre Beschützer, die evangelischen Orte, und diese, die Gefahr nicht verkennend, bestimmten zwei angesehene Magistraten, Bernhard und Johann Kaspar von Muralt, jenen aus Bern, diesen aus Zürich, um dem Herzog ihr Befremden auszudrücken und den Glaubensgenossen ihre Dienste anzubieten. Die Reise nach Turin wurde ohne hochgespannte Erwartungen angetreten, doch wollten namentlich Bern und Zürich sich der Aufgabe nicht entziehen nur darum, weil sie undankbar und peinlich sein mochte. Die Mission scheiterte aus mehreren Gründen.

Das Übergewicht Frankreichs und das Fernstehen Englands erlaubte dem Herzog, eine unnachgiebige Haltung zu bewahren und den nicht so mächtigen Eidgenossen einige Geringschätzung zu zeigen, wozu sich in der Blütezeit überspitzter Etikette herrlich anschauliche Gelegenheit bot. Wo

der Herzog noch eine Spur von Entgegenkommen bewies, machte die anfängliche Uneinigkeit und spätere Halsstarrigkeit der Talleute jede Bemühung des Verstehens zunichte. Autokratischer Absolutismus beim Fürsten, fanatischer Glaubenseifer und wohl begründetes Misstrauen bei den Untertanen schieden unversöhnliche Lager. Im ungleichen Kampf siegte die rohe Gewalt. Der Herzog, dem ein starkes französisches Heer beistand und dem der französische Feldherr Catinat seinen Degen lieh, warf mühelos das, was er als Aufstand verurteilte, nieder. Noch weilten die eidgenössischen Gesandten in Turin, als das Schicksal ihre unglücklichen Schutzbefohlenen erteilte und sich die Kerker der piemontesischen Festungen zu füllen begannen. Entmutigt durch den so augenfälligen Misserfolg ihrer Sendung und verletzt durch die der Ehre ihrer Auftraggeber abträgliche Behandlung, kehrten sie in die Schweiz zurück.

Es gereicht den reformierten Staaten der Eidgenossenschaft zu dauerndem Ruhm, dass sie vom Misserfolg sich nicht beugen liessen. Das Gebot des Glaubens hiess sie das Geschehene vergessen und neue Wege suchen, um das Los der nun gefangenen piemontesischen Reformierten zu lindern. Realpolitik war das nicht. Klugheit und gemeiner Vorteil hätten empfohlen, das mächtige und in jenen Tagen drohende Frankreich nicht zu reizen, die Achsel zu zucken und sich mit dem Spruch genügen zu lassen, dass einem das Hemd näher liege, als der Rock. Statt dessen traten die Evangelischen dem scharfen Einspruch Frankreichs leidenschaftlich entgegen und der Herr Ambassador in Solothurn musste von Schultheiss und Rat der Stadt Bern den Bescheid hinnehmen, die Stadt könne sich nicht verbieten lassen, aus christlicher Pflicht für ihre Glaubensgenossen einzutreten, wie es ihre «Regimentsfordern» getan, sie leiste den Piemontesern Unterstützung nicht um sie im Ungehorsam gegen ihren Fürsten zu stärken, sondern darum, dass sie Gott nach ihrem Gewissen dienen könnten.

Diese christliche Tapferkeit, die so hell aus der gewundenen Gepflogenheit des diplomatischen Stils aufleuchtet, verlieh auch der unglücklichen Turiner Gesandtschaft einen besondern Glanz und jener Auftritt, in dem die evangelischen Gesandten dem savoyischen Minister Marquis de Saint Thomas das Wort entgegenhielten: «Que si les rois et les princes sont les maîtres de leurs sujets ils n'ont pourtant point d'empire sur leurs consciences qui ne relèvent que de Dieu seul» erinnert mit dem Abstand eidgenössischer Schlichtheit an eine berühmte Szene der Weltliteratur.

II.

Der Sorge um die gefangenen Piemontesen galt manche Stunde der evangelischen Tagungen im Sommer und Herbst des Jahres 1686. Schon bei der Berichterstattung der Turiner Gesandten wurde die Abfassung eines Schreibens an den Herzog zu Gunsten der gefangenen Glaubensgenossen beschlossen und auch der Kurfürst von Brandenburg und die Generalstaaten

sollten um ihre Verwendung ersucht werden. Die Ankunft eines savoyischen Sondergesandten in der Schweiz, der zu Verhandlungen mit den katholischen Orten eintraf, bot Gelegenheit zu neuer Fühlungnahme.

Es zeigte sich, dass in Turin Neigung bestand, die eingesperrten Untertanen aus dem Lande abzuschieben, wenn die evangelischen Eidgenossen ihnen nicht nur Einlass in ihr Land gewährten, sondern für ihre spätere, dauernde, möglichst ferne Versorgung Sicherheit böten. Zu diesem Zweck traten die evangelischen Orte unverzüglich mit Brandenburg und Holland in Berührung, um die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen. Auf Gerüchte hin, der Herzog beabsichtige einen Teil der Gefangenen an Venedig in Kriegsdienste zu verschachern, verdoppelten die Orte ihre Anstrengungen. Im Oktober kam ein Vergleich zustande, in welchem der Gesandte die Befürwortung der Freilassung beim Herzog anbot, unter der Bedingung, dass der Herzog sicher gehen könne «qu'en donnant une libre sortie à ces gens là ils ne rentrassent plus dans ses Etats». Die evangelischen Orte erklärten sich bereit diesem Wunsche in folgender Form zu entsprechen «qu'on pourroit persuader Son Altesse Royale que les Cantons Evangéliques ne fourniront à ces gens là ny armes, ny munitions de guerre, ny provisions de bouche pour s'en retourner en arrière.»

Auf dieser nicht ganz abgeklärten Grundlage kam, nach reichlichen Verzögerungen, zu Anfang des Jahres 1687 die Freilassung der Gefangenen zustande. Ungeachtet der harten Jahreszeit begannen die Flüchtlingstransporte und truppweise trafen in Genf die grauenhaft dezimierten Scharen der unglücklichen Talleute in meist elender Verfassung ein. Von der Freilassung waren drei Gruppen ausgeschlossen, die Geistlichen, als Anstifter des Widerstandes, Kinder, die man der katholischen Kirche zuführen wollte und jene, die unter Waffen gefangen genommen worden waren. Auch um das Schicksal dieser Benachteiligten bekümmerten sich die evangelischen Orte. Welschbernerische Flüchtlingskommissare, die in Savoyen und Genf die Freigelassenen übernahmen und für sie sorgten, wurden nach Turin beordert, um beim Fürsten für die Bedrängten einzutreten. Alle Geduld führte hier aber nicht zum Ziel. Kaum dass die Abgeordneten die Not der gefangenen Prädikanten zu lindern vermochten; die Kinder, deren Freigabe man scheinbar gewährte, wurden ihnen mit listigen Umtrieben vorenthalten. Was die unter Waffen Aufgegriffenen betraf, so hiess es, ihnen sei Gunst genug geschehen, dass der Herzog sie zu Zwangsarbeiten begnadigt habe. Unverrichteter Dinge mussten, im Mai 1687, die Kommissäre den Heimweg antreten.

Inzwischen lag den evangelischen Orten ob, die flüchtigen Piemontesen, die man gelegentlich, doch selten auch Waldenser oder spottend Barbelli nannte, in ihren Landen unterzubringen und gemäss den Vereinbarungen mit dem herzoglichen Hof, ihre baldige Abschiebung vorzubereiten.

III.

Die erste Aufgabe war die Unterbringung der Flüchtigen. Bern fiel der Hauptanteil zu; die Grösse seines Gebiets rechtfertigte die Belastung, die durch den Passantenstrom, der gleich an andere evangelische Orte, vornehmlich Zürich, abwanderte, noch fühlbarer wurde. Rechtzeitig und mit Umsicht traf die Regierung ihre Massnahmen. Die Piemonteser waren teils zu geleiten, teils auf längere Dauer aufzunehmen. Die Kosten des Geleits, das durch Gebiete führte, welche schon lange den Zustrom französischer Exulanten aufzunehmen hatten, trug in der Hauptsache die Obrigkeit. Sie stellte Geld bereit, um die Piemonteser mit einem Zehrpennig auszustatten, aus dem sie die Lebenskosten bestreiten konnten. Sie wies auch die Landvögte an, dafür zu sorgen, dass Lebensmittel überall in hinreichender Menge vorhanden und zu bescheidenem Preis zu erkaufen seien. Den möglichen Gelüsten, Geringwertiges an die Wehrlosen abzuschieben, trat sie mit Nachdruck entgegen; die Landvögte hatten zu wachen, dass «guter, gesunder und wohlconditionierter» Wein geschenkt und Brot gereicht wurde, das aus währschaftem, sauberem Mischelkorn gebacken sei. Sorgte die Regierung so für die Notdurft, so erwartete sie vom Untertan einen billigen Beitrag, das Los der Unglücklichen zu erleichtern. Das «Geliger» zu stellen war ihm überbunden und die Zutat zur Nahrung musste er liefern, die Brühe über die Suppen oder über das Brot, wie sich das Geheiss der Obrigkeit ausdrückt. Darunter waren Beigaben von Gemüse verstanden, in Musform vielleicht, aus Gersten, Erbsen, Wicken oder Linsen. Darüber hinaus wurde keine Verpflichtung ausgesprochen, aber die Erwartung nicht verhehlt, dass die Vermöglicheren ein Mehreres zur Linderung der Geprüften täten, damit, wie sich recht praktisch bernisch ein Mandat ausdrückt: «vermittelst solcher Gott dem Herrn angenehmer, christlicher Gutthätigkeit der sägen des Allerhöchsten über unser Land gezogen werde».

Zum Transport der weniger Marschfähigen, der Greise, Kranken, Kinder und Schwachen sollte der Untertan die Fuhren stellen. Bern sah vorsorglich eine Verkehrsregelung vor über die voraussichtlichen Abfahrtsstrassen, in welcher die Möglichkeiten des See- und Landtransports mit Geschick ausnützt waren. Transportkommissare, denen das Geleit oblag, sollten die Reibungen des Verkehrs vermindern. War so der Durchpass geordnet, so blieb die Dauerunterkunft zu regeln. Das Waadtland und die Städte des deutschen Landesteils trugen bereits merklich an der Last der Barmherzigkeit; ihnen waren die französischen Refugierten überbürdet. So blieb für die Piemonteser die Unterkunft auf dem bernisch-deutschen Land übrig, sinngemäss deshalb, weil die Flüchtigen meist selbst Bauersleute waren, die, wie die Regierung anpreisend bemerkte «sich mit der Landtracht werden gedulden müssen und gern gedulden werden». Trotz dieser zur Aufnahme auf dem Land günstigen Umstände, traute die Regierung der Bereitschaft des Landvolks, das dauernd schwer an den Staatslasten trug, wenig. Sie ermunterte die Vögte,

mit dem guten Beispiel voran zu gehen und ihnen sollten darin unverweilt die Prädikanten folgen, nach denen wiederum die Vermöglichen nach dem Stand ihrer Habe sich bereitwillig erweisen sollten. Den Prädikanten besonders trug man auf, in den Predigten durch ihre «motiven» die Zuhörer zu Mitleid und Wohltätigkeit zu rühren. Sollte Beispiel und geistlicher Zuspruch nicht überall ausreichen, so wurde — gleichsam mit leiser Stimme — den Amtleuten die Kompetenz erteilt, notfalls einigen Zuschuss an Getreide zu leisten. Der Trost, dass die Regierung bei fremden Potentaten um dauernde Unterkunft der Piemonteser Umschau halten und sich deren Aufenthalt nicht über etwa ein halbes Jahr erstrecken werde, war angetan, Bedenklichen ihre schweren Gedanken zu zerstreuen. So waren Durchpass und Unterkunft vorbereitet, als die Bedrückten erlöst die Grenzen des Gastlandes überschritten.

IV.

Der mildtätigen Teilnahme für die Flüchtigen, gab der Anblick der vernachlässigten elenden Gestalten, die im Land erschienen, zunächst einen neuen Impuls und der Bericht ihrer traurigen Erlebnisse griff jedermann ans Herz. Doch währte es nicht allzu lange, bis sich das Mitgefühl für die Fremdlinge abkühlte. Unklarheiten über ihren Aufenthalt bei den evangelischen Orten und über ihre fernere Bestimmung waren daran besonders schuld und förderten den ohnehin in der Natur der Dinge liegenden Rückschlag. Die Evangelischen hatten mit dem Landesherrn über die Freilassung verhandelt und als Bedingung war die Verschickung der Piemonteser in möglichst entfernte Gegenden vereinbart worden. Diese Voraussetzung war zum mindesten nicht allen Freigelassenen bekannt. Sie glaubten in der Nähe der Heimat dauernd untergebracht zu werden und nährten die Hoffnung, ihre Kinder, von denen manche in Savoyen zurückbehalten worden waren, wieder zu sehen und sich mit ihnen wieder zu vereinigen. Während nun die evangelischen Orte, besonders Zürich und Bern durch Gesandtschaften und Briefwechsel den Piemontesern bei protestantischen Fürsten des Auslandes Siedlungsland suchten und ihre Zukunft in einer neuen Heimat zu sichern trachteten, kamen diese vom Blick auf die alte Heimat nicht los, an die sie nicht nur das Band des Bodens, sondern, der Kinder wegen, auch das des Blutes fesselte.

Der Zwiespalt zwischen den Erwartungen der Piemonteser und den Absichten der eidgenössischen Obrigkeiten offenbarte sich, als sich im Sommer 1687 diese für die Annahme des brandenburgischen Angebotes, 2000 Flüchtige aufzunehmen, aussprachen. Sofort stellten zahlreiche Piemonteser diesem Ansinnen starren Widerstand entgegen. Die Berner und Zürcher Regierung, der grossen geleisteten Opfer bewusst, war darob befremdet. Obschon wohl mancher Ratsherr die Beweggründe der Flüchtigen nicht verkannte, blieb der Regierung nichts anderes übrig, als die Bedingungen, die mit Savoyen eingegangen worden waren, zu erfüllen, umsomehr, als Brandenburg sich gegenüber näher gelegenen Staaten aufnahmefähiger zeigte und mit der Über-

siedlung nach Brandenburg allein die «Liebesburdi», welche im Bernbiet als schwer empfunden wurde, völlig von den Schultern des Landes genommen werden konnte. Vergeblich versuchten es die Regierungen mit dem Mittel der gütlichen Überredung, vergeblich priesen sie die christlich milde Hand des grossen Kurfürsten, wiesen auf das Gedeihen der erst vor kurzen Jahren nach Brandenburg verpflanzten Schweizerkolonie hin, stellten den Befreiten das Los der noch in Gefangenschaft Schmach tenden vor, das sie durch ihr Opfer zu lindern vermöchten, beklagten sich über die missliche Lage in welche die evangelischen Orte durch den Starrsinn gegenüber Frankreich und ihren katholischen Brüdern im Bunde getrieben würden. Nur eine Minderzahl liess sich zum Ausmarsch in die Ferne überreden, beträchtliche Teile blieben fest in der Ablehnung. Die Hoffnung, der Piemonteser noch im Jahr 1687 ledig zu werden, schwand; man musste sich auf Dauer einrichten und bis zum Frühjahr gedulden. Dies wieder war dem guten Verhältnis zwischen Quartiergebern und Gästen nicht förderlich, Klagen wurden auf beiden Seiten laut, vom Land her — aus den Ämtern — beschwerte man sich über die Mühsal, welche die Fürsorge mit sich brachte, Piemonteser wieder brachten vor, sie würden ausgenützt und von einem Landmann zum andern geschoben, so dass sie nach der harten Tagesarbeit noch weite Strecken gehen müssten, um gepflegt zu werden und Quartier zu erhalten. Immerhin, man musste sich eben über den zweiten Winter hinweg gedulden und man geduldete sich auch.

Im Frühjahr 1688 indes setzte die Regierung mit allem Nachdruck ihre Bemühungen fort, den Abtransport der Piemonteser zu beschleunigen. Auch wer nicht den Weg nach Brandenburg einschlagen wollte, sollte aus dem Lande geschafft werden. Ja, als sich der Brandenburgertransport noch wegen spätern Eintreffens des brandenburgischen Kommissars verzögerte, wurde bestimmt, dass sogar vorab diejenigen entfernt werden sollten, welche sich der Ansiedlung in Brandenburg widersetzen. Während jene wiederum eine neue Heimat erwartete, sollten diese aufs Ungewisse hin über die Grenze gebracht werden. Unter diesen Umständen gewann unter den Widerspenstigen der Gedanke, nach der Heimat durchzubrechen, an Boden. Schon vor Jahresfrist hatten sich die ersten Anzeichen einer solchen Unternehmung bemerkbar gemacht; der Versuch, von Lausanne aus überzusetzen, war aber rasch erstickt worden und hatte eine wenigstens teilweise durchgeführte Entwaffnung im Gefolge gehabt.

Jetzt, schon anfangs Juni 1688, wussten Gerüchte zu berichten, dass ein neuer Einfall in das Savoyische geplant werde. Die Landvögte am Genfersee wurden zur Wachsamkeit ermahnt, Genf benachrichtigt. Eine Woche später wiederholte die Berner Regierung ihre Warnung an die Genfersee-Amtleute mit dem scharfen Befehl, die Piemonteser nicht nach Savoyen durchbrechen zu lassen. Am 21. Juni erwies sich die Wahrheit der Befürchtungen. Bei Yverdon wurden 27 bewaffnete Piemonteser aufgegriffen und es stellte sich heraus, dass sie nur einen kleinen Trupp der sich zum Durch-

bruch nach Savoyen rüstenden Talleute bildeten. Angesichts der Gefahr, mit der das Unternehmen die politischen Beziehungen Berns zu den katholischen Mächten und Ständen bedrohte, griff die Regierung entschieden durch. Sie gab Befehl, alle Widerspenstigen unverzüglich aufzugreifen und auf die Petersinsel zu schaffen. Die Gewehre waren abzunehmen, die Schiffe auf dem See sollten eingezogen werden, um die Fluchtgefahr auszuschliessen.

Diese Befehle kamen zu spät oder liessen sich mangels bewaffneter Kräfte in so kurzer Zeit nicht durchführen. Die widerspenstigen Piemonteser rückten vor. Der Vogt von Chillon suchte vergeblich, die Expedition aufzuhalten, deren Zahl er auf etwa 500 anschlug. Ihn verdross, wie unverhohlen sie sich dem obrigkeitlichen Gebot widersetzen und ihre kühnen Ziele jedem verkündeten. Von Chillon aus wandte sich der Trupp Aigle zu, wo offenbar die allgemeine Besammlung geplant war.

Dort waltete als bernischer Gubernator des Amts Ulrich Thormann, der nämliche, der als Spender der ehrwürdigen, heute noch erhaltenen Gasteren-Bibel bekannt ist. Ihm, einem unerschrockenen und mitfühlenden Magistraten, gelang es, die in ihrer Verzweiflung schwer zu behandelnden Auführer zu beruhigen. Sein Bericht vom 28. Juni (18. Juni alten Stils) schildert die Vorgänge so eindrucklich, dass er im Wortlaut wiedergegeben sei:

«Seit meinem jüngsten vom 12. Juni (22. Juni neuen Stils, leider nicht erhalten) bin ich nicht in geringen Sorg und Müh gestanden, die so unglücklichen als herzhafften Waldenser vom desperaten vornemmen abzehalten. Es ist an den reden, die sie an denen orthen geführt, da sie aufgehalten worden, leichtlich abzenehmen, wie ihnen zu muth gewesen, da sie weder über die brugg noch mit schiffen über den Rodan (Rhone) haben kommen können. Ich hab das beste erachtet, ihnen etwas Zeit zu lassen, ihre zornige Seuffzer gegen den wilden Strohm auszestossen und hernach mit bezeugung herzlichen mitleidens ihnen ihr unbesinntes vornemmen vorzeleggen und dann mit anbietung alles guten, si zu trösten und wider in die Schranken christlicher gedult zu verleiten. Durch diss Mittel hat sich schon freytag morgens (25. Juni), als ich die Häubter und viel der Gemeinn zu Bex in die kirchen beruffen, so viel zu wegen gebracht, dass sie versprochen, nachmittag wider zu defiliren. Sy haben aber solches insgemein erst auff Sambstag nachmittag erhalten können und sind alhier abends umb 6 Uhr angelangt, darauf ich ihnen allen in 409 man bestehend brot, wein und fleisch hab mittheilen lassen, die officierer zu mir ins Schloss genommen und die übrigen bei der burgerschaft einlosiert und mitt allen ersinnlichen Gründen entlich zuwegen gebracht, das sy disen abend wider nach Villeneufve zuruck gezogen mit Versprechung, dort ihre Gewehr wider einzepacken und fernerer fürsehung zu gewarten. Man hat nötig gefunden sy offentlich ihre Gewehr aus dem Ambt tragen zu lassen, damitt die Walliser so in grossen Schrecken und Lärmen stehen, sich nicht etwas verborgenen Vorhabens besorgen. Sie haben nicht nur über den Ursprung und continuation ihres dismaligen Zustands,

sondern über die sehr empfindlichen Wort, mit denen man sie angefahren, sehr schmerzliche Klegden geführt; wie weit sie aber darin gegründet, lasse ich an seinem Ort.» (Piemontbuch D. 52.)

Der Schilderung des Sachverhalts fügte Thormann seine persönlichen Auffassungen über die Lage bei, er empfahl Milde und meinte, man werde erst, wenn die Loslassung der übrigen noch gefangen gehaltenen Piemonteser erwirkt sei, auf eine Sinnesänderung der nun so verzweifelten Waldenser rechnen können. Der Gedanke war richtig, nur übersah Thormann, dass der Herzog eben die Entfernung der in der Schweiz sich aufhaltenden Piemonteser zur Bedingung der Ledigung der noch Eingekerkerten machte und wenn er darauf hinwies, dass bei einer harten Behandlung dieser Leute die evangelischen Eidgenossen an Sympathien bei protestantischen Mächten einbüßen würden, so machte Bern eben die Erfahrung, dass die Katholiken ihm mit merklicher Schärfe die Begünstigung dieser Rebellen ankreideten. Besonders die Nachbarn im Wallis waren über die Beunruhigung ihrer Grenzen aufgebracht. Geringfügige Vorfälle riefen mächtige Wirkungen hervor; so brachte ein grenznachbarlicher Spott auf der Bernerseite die Wachtfeuer weit ins Wallis hinauf in Flammen, worüber sich der bernische Gubernator von Aelen weidlich ergötzte. Ganz unbegründet war die erregte Empfindlichkeit der Walliser übrigens nicht. Noch eine Woche nach dem vielleicht nur vermeintlichen Abmarsch der Piemonteser trieben sich ansehnliche Banden in entlegenen Wäldern bei Rougemont herum und es bedurfte noch einmal des energischen Eingreifens Thormanns, um sie von ihrem tollkühnen Vorhaben abzubringen, nach Savoyen einzufallen. Er berichtet darüber:

«Mittwochen, als gestern morgens (27. Juni alten, 7. Juli neuen Stils) hab ich in aller Frühe einen vertribnen Predikanten geschickt, selbige aufzusuchen, und dise gleichsam rasende Löwin, deren ihre Jungen benommen, womöglich mit gutten Worten wider zu begütigen, dem Predikanten bin ich bald nachgeritten, und hab sy samtlich oberhalb Villeneuve und Chillon bei einer Sagi angetroffen und endtlich kein besser Mittel gefunden, dise Leut von den Gränzen und das Land von grosser Ungelegenheit, wie es hoch Zeit ware, abzubringen, als ihnen zu versprechen, dass ich selbstn sie begleiten wollte bis nach Yfferten, damit sy nicht etwan übel tractiert wurden, deshalb sy in grössten Sorgen stuhnden.» (Piemontbuch D. 57.)

V.

Für den Berner Rat wurde die Angelegenheit immer schwieriger. Die Tagsatzung drängte zum Abschub der Flüchtigen. Der Brief Thormanns erwies, wie schwierig mit ihnen umzugehen war. Die Anhäufungen bewaffneter Fremdlinge im Seeland und bei Yverdon mussten einem Regiment, das lieber mit Behutsamkeit befahrenen Geleisen folgte, besonders beschwerlich fallen. Was aus diesem Zusammenrotten solch desperater Leute noch alles werden

mochte, konnte niemand wissen. Noch trug man sich mit der Hoffnung, durch klares, rasches Handeln und kluge Milde die Gefahr eines Waffenkonflikts zu bannen.

Am 14. Juli wurde der Vogt von Yverdon geheissen, den Leuten noch einmal in Güte zuzureden und sie dann rasch in Schiffe zu verladen, welche der Petersinsel zusteuern sollten. Als Begleiter wurde ein Herr Duthon bestimmt, der schon häufig bei Schiffstransporten für Exulanten Verwendung gefunden hatte; bei der Einschiffung sollten die Gewehre abgenommen und nach exakter Feststellung der Eigentümer nach Nidau ins Schloss geliefert werden. Um die Piemonteser, mit denen recht gegen ihren Willen verfahren wurde, in erträglicher Stimmung zu behalten, schenkte man den Klagen über ihre Verpflegung und Behandlung aufmerksam Gehör. Der alt Vogt Anthoni Hackbret erhielt Befehl, sich auf die Insel zu verfügen und im Verein mit den Landvögten der Gegend reichliche Verpflegung sicherzustellen; neben dem üblichen Brot und Wein wurde Käse und Butter gerüstet und für einwandfreies Lager «zur ehrlichen Losierung» gesorgt.

Soweit schien alles in Ordnung. Aber der Regierung gelang es nicht, die Durchführung ihrer Befehle zu erzwingen. Die Überführung der Piemonteser auf die Insel misslang. Die Stimmung verbitterte sich. Da entschloss sich die Regierung — wohl auch unter dem Druck der Tagsatzung — den Abschub aller Flüchtlinge über die Landesgrenze noch zu beschleunigen. Hackbret wurde angewiesen, mit den schon vorher auf die Petersinsel Übergeführten den Anfang zu machen, falls sie sich nicht noch in letzter Stunde entschlossen, freiwillig die Reise nach Brandenburg anzutreten «welches», wie die Regierung doch väterlich meinte «uns das lieber wäre». Das Reisegeld wurde jedem bestimmt und, um spätere Misshelligkeiten zu vermeiden, sollten die Scheidenden angeben, ob sie im Bereich der Eidgenossenschaft noch Angehörige zurückliessen.

Innert weniger Tage war es indes ausgemacht, dass auch diesem Entschaid die Piemonteser sich nicht fügen wollten. Eine Sonderbotschaft geachteter Ratsherren richtete nichts aus. Erbittert musste die Regierung in Bern feststellen, wie «diese Leuth in 350 (Mann) stark meistens wohlbewaffnet und also under den wehren In Ihr Gnaden souveränen Landen mit Ihr Gnaden als deren ohndisputirlichen Landsoberkeit zu parlamentieren vermessen dörffen und zavor in Zeiten, da eben ihretwegen von dero Eidgenossen und benachbarten verpündeten allerley Verweiss, schwäre klägden und allerlei ernsthafte repraesentationen Ihnen einlauffend.» Ihre Geduld ging zur Neige. Hackbret wurde aufgefordert, gemeinsam mit dem Vogt von St. Johannsen den Piemontesern noch ein letztes Mal ihr Unrecht vorzustellen und sie in Güte zum Abzug zu ermahnen, gleichzeitig wurde als Vergeltungsmassnahme die Lieferung von Lebensmitteln beschränkt. Fast schien der Ernst zu wirken; Hackbret konnte melden, die Flüchtigen hätten «nach vielem Rümpfen und Träyen» sich zur Aufteilung entschlossen und seien bereit, sich nach Erlach, Aarberg und Nidau führen zu lassen. Schon war von einer

Verteilung auf die aargauischen Städte die Rede und die Obrigkeit empfahl dem Vogt von Aarberg bei der verlangten Entwaffnung «anstatt der räuche mit manier die gewehr von ihnen zu fordern», da flammte der Widerstand neuerdings auf. Mitten in die gewohnten Geschäfte der Jacobiwahlen liefen aufregende Berichte über die Hartnäckigkeit der Flüchtlinge ein, die Ratsherren von Muralt und Oberst Frisching wurden als Sonderbeauftragte ins Seeland bestimmt, die Landvögte in Eile auf ihre Posten gesandt, der Kriegsrat eingeladen, Vorkehren zu treffen, wenn es zum Ernst kommen wolle. Die Mission Muralt-Frisching scheiterte, die Piemonteser weigerten sich, die Waffen abzugeben. Das war zu viel. Die Mobilisation der Auszüglerkompanien der 4 Grafschaften wurde genau vorbereitet, im Obersten von Mülinen dem Auszug ein Kommandant bestimmt, die Grenzämter zur Kriegsbereitschaft aufgerufen, der Genfer Succurs auf Piket gestellt. Und dann — mit der schlagbereiten Berner Kriegsmacht hinter sich — wurde noch einmal der Oberst Samuel Frisching mit dem Ratsherrn von Muralt an die Widerspenstigen abgeordnet. Diesmal ging es nicht mehr ums Verhandeln. Ohne viel Federlesens leitete in Nidau Frisching den Abtransport in die Wege. Die meisten ergaben sich gutwillig in das Unvermeidliche, für die andern wusste Frisching also Rat: «hoffe nit zu verfählen, wan ich den einten oder andern Ufweiser beym Kopf nehmen lasse, und, im fahl ich Widerstand spührte, etwan ein paar hundert Mann von Ligerz und Twann in der Stille alher kommen lasse». Und als sich in Büren einige Stockungen ergeben wollten, wandte sich Frisching unverzüglich dorthin, um selber die Schwierigkeiten zu beheben.

Am 16. August konnte Bern endlich seinen Amtleuten zu Wangen, Aarwangen, Bipp, Aarburg, Königfelden und Lenzburg und den Städten Aarau und Brugg melden, dass «diejenigen Piemonteser, so zur Brandenburgischen Reis sich nit erklären wollen, sondern sehr widerspänstig sich erzeigt, nachdeme Ihnen Ihr Gnaden absoluter Willen eröffnet worden, endlichen dahin gebracht werden können, dass sie sich zu Wasser abführen lassen und ihr Glück ussert der Eidtgnößschaft suchen wollen.»

Ungefähr zur selben Zeit traten auch die zur Ansiedlung in Brandenburg bereiten Waldenser ihre lange und beschwerliche Reise an. In Bern, wie in den andern evangelischen Orten der Eidgenossenschaft atmete man auf. Die Mildtätigkeit, aus edlem christlichen Geist geboren, hatte eine unerwartet schwere Bürde auf die Untertanen geladen und den Regierungen neben den wirtschaftlichen Opfern politische Verwicklungen aufgebürdet. Mit der Entfernung der Piemonteser schien manches Ungemach zu schwinden. Doch die Hoffnung, dieser besondern Flüchtlingssorgen nun ledig zu sein, war eitel.

VI.

Die Abgeschobenen fanden im Ausland kein Unterkommen. Sie lunterten einfach in der Nähe der Grenzen herum, besonders bei Schaffhausen, elend und verkommen, doch festen Willens, sich nicht weiter vertreiben zu

lassen. Zu den aus der Schweiz Abgeschobenen gesellte sich eine grosse Zahl Vertriebener aus der Pfalz und Württemberg in Folge der eben ausgebrochenen Kriege. Immer dringlicher klagte Schaffhausen über die unhaltbaren Zustände an den Grenzen seines Gebietes. Als der Winter nahte, erbarmten sich die evangelischen Eidgenossen noch einmal und bereiteten noch einmal den Heimatlosen einen gastlichen Empfang. In Bern war es diesmal die Hauptstadt, die sich den Vertriebenen öffnete. Wiederum galt es im folgenden Vorsommer mancher Schwierigkeit Herr zu werden, bis die zähen Gäste ausser Landes waren. Durch Vermittlung Hollands wurde in Württemberg und Graubünden ein Platz für sie gefunden, doch stellte sich heraus, dass dies mehr ein abgekartetes Spiel gewesen war, um den Piemontesern doch noch die bewaffnete Rückkehr durch die Schweiz nach ihrer savoyischen Heimat zu ermöglichen. Ohne Wissen der eidgenössischen Obrigkeit und mit grossem Geschick gelang es einem ansehnlichen Trupp von Waldensern sich in der Nähe von Nyon zu besammeln und auf beschlagnahmten Schiffen das gegenseitige Ufer zu gewinnen. Unter Führung des unentwegten Predigers Arnaud schlug sich die tapfere Schar bis in ihre waldensischen Täler durch. Bedrängt und in höchster Not rettete sie, wie ein Wunder, der Abfall des savoyischen Herzogs von Frankreich. Aus den Rebellen wurden Vorkämpfer des Landesherrn und aus den Verfolgten Soldaten, die sich ob ihrer Unerschrockenheit besonderer Gunst erfreuen mochten.

Die hier nur gestreifte bewaffnete Rückkehr der Waldenser in ihre heimatlichen Täler ist in die Geschichte als die ruhmreiche Heimkehr, «la glorieuse rentrée», eingegangen.

Der Tat, die vor 250 Jahren vollbracht wurde, gedenken heuer in den Tälern von Luzerne, Perouse, Saint Martin und Pragelas die Nachfahren jener tapferen Glaubensstreiter, die seinerzeit Obrigkeit und Untertan im Bernerland so viel Sorgen und Kummer bereitet und ihnen bei aller Beschwer doch so hohe Achtung abgenötigt haben.